

nie ganz, daß Frauen nicht gleich waren und nicht die gleichen Dinge wollten bzw. daß die Kategorien Differenz, Einheit, Gleichberechtigung und Gleichheit sehr komplex sind.

Insgesamt lassen sich mehrere Schwerpunkte in der neuen Forschung zur amerikanischen und englischen Frauenstimmrechtsgeschichte festmachen: örtlich Regionalstudien, zeitlich der Übergang von der Frauenwahlrechtsbewegung zur Frauenbewegung nach dem Ersten Weltkrieg und sozialgeschichtlich einerseits die Themenbereiche Sexualität und Frauenfreundschaften, andererseits eine Konzentration auf den bürgerlichen Teil der Bewegung, d.h. die Beschäftigung mit Minderheiten wie Arbeiterinnen, Immigrantinnen oder Afroamerikanerinnen steht nicht im Vordergrund. Ein Thema, das alle Arbeiten durchzieht, ist die Problematik der Ideologie der Geschlechterdifferenz. Eine Analyse dieser Ideologie, die eine angebliche Mütterlichkeit, moralische Überlegenheit und sozialreformerische Anlage der Frauen betont, ist allerdings selten. Einerseits wird das mit dieser Ideologie eng zusammenhängende „zweckdienliche“ Argument eher als Strategie, wie bei Holton mit der Argumentation, es sei klassenübergreifend gewesen und habe eine konsolidierte Massenbasis schaffen können, behandelt, andererseits wird es in seiner Entstehung zu wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen korreliert bzw. als Ausdruck der Depolitisierung betrachtet, so bei Buechler. Besonders interessant ist in dieser Hinsicht der Erfolg, den Anhängerinnen dieser Ideologie erringen konnten, wie Gordon zeigt. Die Frage benötigt sicher noch eingehendere Untersuchungen, z.B. zur Entwicklung und Internalisierung dieser Ideologie, zur Spannung zwischen Gleichberechtigungs- und Geschlechterdifferenz-Argumenten oder zur Reaktion auf die Ideen einer sogenannten „feminisierten“ Gesellschaft seitens Männern und Frauen.

Birgitta Zaar, Wien

Waltraud Heindl u. Marina Tichy Hg., „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“ Frauen an der Universität Wien (ab 1897). Wien: WUV-Universitätsverlag 1990, 261 S., öS 240,00, ISBN 3-85114-049-4.

532 Jahre bestand die Wiener Universität bereits, als den ersten Frauen gestattet wurde, im Status der ordentlichen Hörerin ein Studium zu beginnen: 1897 ließ die Philosophische Fakultät Studentinnen zu, 1900 die Medizinische. Ebenfalls im Jahr 1897 wurde die erste Frau an der Wiener Universität promoviert. Sie hatte vorher bereits in der Schweiz Medizin studiert und dort ein Doktordiplom erworben. Drei ordentliche Hörerinnen begannen ihr Studium im Wintersemester 1897/98. Sie waren umgeben von 34 außerordentlichen Hörerinnen und 6.775 Studenten. Eine Frau, die im WS 1984/85 ihr Studium begann, konnte im Kreis der ordentlichen Hörer/innen mit 28.340 Kommilitoninnen und 25.646 Kommilitonen rechnen – aus einer verschwindend geringen Minderheit war eine Mehrheit geworden.

Diesen Wandel des Frauenstudiums von seinen Anfängen bis in die Gegenwart zu beleuchten, war Ziel eines Forschungsprojektes, das Waltraud Heindl und Marina Tichy ausarbeiteten und durchführten. Im Rahmen des Projektes wurden aus den Stammdaten- bzw. Inskriptionsblättern die Daten von ca. 12.000 österreichischen Studentinnen erfaßt. Vom Beginn des Frauenstudiums bis zum Wintersemester 1913/14 konnten alle Studentinnen berücksichtigt werden, dann war, wegen der Fülle des Materials, ein Stichprobenverfahren zu wählen. Für den Zeitraum von 1918 – 1938 wurden Vollerhebungen für jedes Jahrfünft durchgeführt, zugrunde lag die Annahme, daß damit jeweils eine neue Studentinnengeneration erfaßt würde. Ab dem Wintersemester 1938/39 wurden auch im Jahrfünft nur mehr die Daten jeder dritten Studentin erhoben. Nur bei den theologischen Fakultäten gingen die Informationen über alle Studentinnen ins Datenmaterial ein, da ein Stichprobenverfahren bei einer so geringen Studentinnenzahl zu verfälschten Aussagen hätte führen können. Ausländische Studentinnen wurden wegen ihrer zu geringen Gruppenquantität nicht berücksichtigt, eine Ausnahme bildeten die russischen Studentinnen vor dem Ersten Weltkrieg, denen ein „Exkurs“ gewidmet wurde.

Die Autorinnen informieren in ihrer Projektbeschreibung über ihre Vorgangsweise und geben Auskunft bezüglich der Verlässlichkeit ihres Quellenmaterials: Die Inskriptionsblätter lieferten verlässliche Aussagen bezüglich Fakultät, Inskriptionsart, Alter, Familienstand, regionaler Herkunft, Muttersprache, Volkszugehörigkeit und Religion; für eine Analyse weniger brauchbar waren die Angaben zum Beruf des Vaters, zur Vorbildung der Studentin und zu ihren belegten Fächern, wobei v.a. in der Philosophischen Fakultät die Hauptfachrichtung nicht immer erkennbar war.

Alle diese Daten wurden in speziellen Fragebögen erfaßt, computergestützt ausgewertet und in Tabellen präsentiert: Die Zahlen der weiblichen Studierenden wurden in Relation gesetzt zu den Zahlen der männlichen Studierenden und die jeweiligen Zuwachsraten errechnet. Dann wurde die Zahl der österreichischen Studentinnen aufgeschlüsselt nach den einzelnen Fakultäten und schließlich eine Übersicht über die Inskriptionszahlen einiger oft gewählter Fächer gegeben.

In einem zweiten Schritt wurden die Zahlen der Studentinnen an der Philosophischen, Medizinischen und (ab 1919) auch der Juridischen Fakultät in Beziehung gesetzt zum jeweiligen Herkunftsmilieu, das durch den Beruf des Vaters operationalisiert wurde. Dabei zeigte sich, daß die Pionierinnen ihr familiäres Umfeld im Bildungsbürgertum hatten, daß später eben dieses Bildungsbürgertum v.a. an der Philosophischen Fakultät seine führende Rolle zugunsten des Mittel- und Kleinbürgertums verlor und erst nach dem Zweiten Weltkrieg an der Medizinischen Fakultät wieder dominant war. Signifikante Korrelationen zwischen Väterberuf und Töchterstudium konnten nicht festgestellt werden.

Das Nationalitätenproblem in der Donaumonarchie und die Veränderungen nach 1918 bewogen die Autorinnen, die Kriterien „Muttersprache“ und „Herkunftsland“ in Beziehung zu den Studentinnenzahlen der einzelnen Fakultäten zu setzen.

Der bekannt hohe Anteil jüdischer Studenten an der Wiener Universität führte zu der Fragestellung, wie es sich mit der Religionszugehörigkeit der Studentinnen verhalte. Für den Zeitraum von 1897 – 1938 wurden die Anteile der jeweiligen Bekenntnisse der Studentinnen an den einzelnen Fakultäten in absoluten und in Prozentzahlen errechnet. Als Vergleichsbasis dient eine Tabelle mit den Konfessionen der österreichischen Reichshälfte nach der Volkszählung von 1910. Dieser Bezug auf die Vergleichsbasis Cisleithanien erscheint eher ungünstig, da der Großteil der Studentinnen, gerade vor 1914, aus dem Bildungsbürgertum kam, und in dieser Schicht der Anteil der mosaischen Konfession sicher wesentlich höher war als in Cisleithanien insgesamt.

Im Text, der die Tabellen begleitet, verbalisieren die Autorinnen das Zahlenmaterial und kommentieren es. Manchmal hätte sich die Rezensentin gewünscht, daß mehr Fragestellungen, welche die Tabellen aufwerfen, in den Text einfließen: Zum Beispiel, ob das Anwachsen der Studentinnenzahlen in Verbindung stand mit einer zunehmenden staatlichen Koordination und Systematisierung der höheren Mädchenbildung bzw. mit einem wachsenden Bedarf an akademisch Gebildeten oder, wie der hohe Anteil jüdischer Studentinnen an der Medizinischen Fakultät zu interpretieren sei. Daß solche Fragen im Rahmen dieser „Pionierarbeit“, die neben der mühsamen Datenerhebung einen kritischen und differenzierten Umgang mit dem Datenmaterial leistete, noch nicht beantwortet werden konnten, steht außer Diskussion.

In einem abschließenden Überblick diskutieren die Herausgeberinnen „Aspekte des Wandels“ bezüglich des Frauenstudiums. Sie konstatieren, daß der zunächst rasche Anstieg nicht linear verläuft, daß das Herkunftsmilieu sich vom Bildungsbürgertum in der Zwischenkriegszeit zum Mittel- und Kleinbürgertum verlagert, daß das bäuerliche Milieu kaum vertreten ist, während die Arbeitertöchter eine nicht zu vernachlässigende Minderheit bilden. In der Fächerwahl ließ sich der Wandel von breiter Streuung zur Spezialisierung feststellen, bezüglich der Bildungsvoraussetzung, der nationalen Herkunft und des religiösen Bekenntnisses eine zunehmende Vereinheitlichung. Kritisch wird zum Schluß die Frage gestellt, ob das Studium, wie vor fast 100 Jahren erhofft, wirklich Erkenntnis brachte und ob es, v.a. für Frauen, tatsächlich Freiheit und Glück bedeutete.

Besonders benutzerfreundlich ist die graphische Darstellung der Tabellen in Form von Säulendiagrammen im Anhang des Buches, die eine Übersicht auf den ersten Blick ermöglichen.

Die Präsentation des erarbeiteten Datenmaterials wird gerahmt durch Aufsätze zum Kampf ums Frauenstudium und biographische Skizzen von vier Pionierinnen des Frauenstudiums.

Als erstes gibt Waltraud Heindl einen Überblick zur Entwicklung des Frauenstudiums in Österreich. Sie zeigt den mühsamen und im europäischen Vergleich verspäteten Prozeß auf, der zur Öffnung der Universität für Studentinnen führte. Argumentationen österreichischer Gelehrter für und gegen das Frauenstudium kommen ebenso zur Sprache wie die Veränderungen in der höheren Mädchenbildung, die eine stabile Grundlage für das Universitätsstudium liefern sollte. Dabei fiel der Kürze manchmal eine differenziertere Betrachtungsweise zum Opfer:

So hätte bei Theodor Gomperz nicht nur sein Unvermögen, vor weiblichen Studierenden über homophile Neigungen im alten Griechenland zu sprechen (21), erwähnt werden müssen, sondern auch, daß er Gründungsmitglied des Vereins für erweiterte Frauenbildung war, der die Errichtung des ersten Mädchengymnasiums in Wien anstrebte und in Eigenregie durchführte und in der Folge für die Zulassung der Frauen zum Studium kämpfte. In dieser Zwiespältigkeit war Gomperz vielleicht ein typischer Vertreter des großbürgerlichen Liberalismus, der theoretisch zwar für mehr Freiheiten eintrat, bei eigener Betroffenheit in der Praxis aber dann doch nicht über seinen Schatten springen konnte.

Die erste Hürde zu einer besseren Mädchenbildung stellte für Marianne Hainisch im Zusammenhang mit ihrem vielzitierten Schlüsselerlebnis (23) noch nicht die Matura dar. Sie forderte in einem (von Zeitungen abgelehnten) Aufsatz und dann in ihrer Rede vor dem Frauenerwerbsverein 1870 zunächst nur die Errichtung eines Unterrealgymnasiums für Mädchen mit dem gleichen Lehrangebot, wie es die entsprechenden Anstalten für Knaben aufwiesen, bzw. Parallelklassen für Mädchen in bestehenden Unterrealgymnasien.

Zum Pharmaziestudium (25) hätte noch ergänzt werden können, daß dieses Studium auch nach dem Abschluß eines Mädchenlyzeums (mit Lateinkurs) und eines Praktikums in einer Apotheke begonnen werden konnte und somit einen kleinen Ausweg aus der „Bildungssackgasse“ bot, in welche die Mädchenlyzeen sonst führten.

Vor einer Neuauflage des Buches sollten die Zahlen der Mädchengymnasien in Cisleithanien überprüft werden. (24) Die geschilderte sprunghafte Entwicklung zwischen 1903 und 1913 erscheint etwas überzogen. Laut „Jahrbuch der mittleren Unterrichtsanstalten in Österreich“ gab es im Schuljahr 1913/14 nämlich nur neun deutschsprachige Mädchengymnasien in Cisleithanien. Diese ungenaue Information ist aber nicht der Verfasserin anzulasten, sondern der desolaten und disparaten Situation der höheren Mädchenbildung in der Monarchie. Höhere Mädchenbildung war dem k.k. Unterrichtsministerium, v.a. wenn es um Organisation und Finanzierung ging, kaum ein Anliegen, und wurde deshalb hauptsächlich von privaten und kirchlichen Initiativen getragen. Daher dürfte eine ähnlich fundierte und detaillierte Studie, wie sie hier zum Bereich Frauenstudium vorgelegt wurde, zum Thema Mädchenbildung noch eine Weile auf sich warten lassen.

Insgesamt bildet dieser Beitrag einen instruktiven ersten Überblick zur Thematik, der in den folgenden Aufsätzen erweitert und vertieft wird.

Mit Ideologie und Praxis der weiblichen Gelehrsamkeit befassen sich Marina Tichy und Irene Bandhauer-Schöffmann.

Marina Tichy zeigt unter der die bürgerlichen Bedürfnisse nach Ordnung, Regelmäßigkeit, Abgeklärtheit und Berechenbarkeit erschütternden Drohung „Die geschlechtliche Un-Ordnung“ Facetten des Widerstandes gegen das Frauenstudium von 1870 bis zur Jahrhundertwende auf. Dargelegt wird die ungünstige wirtschaftliche Lage der Frauen des Mittelstandes, die zur ersten Formierung der bürgerlichen Frauenbewegung und ihrer Forderung nach besserer Bildung führte, ebenso wie die Abwehrhaltung der Männer. In eindrucksvollen Zitaten werden die ver-

zweifeln und teilweise verzweifelt lächerlichen Bemühungen verschiedener männlicher Wissenschaftler, die geistige Inferiorität des weiblichen Geschlechtes zu beweisen, dargestellt. In ihrer Analyse der „wissenschaftlichen“ Argumente zeigt Marina Tichy sehr eindrucksvoll, daß sich die Männerwelt nicht nur in ihrer ökonomischen Existenz bedroht sah, sondern auch den Einsturz ihrer bisherigen Denk- und Wahrnehmungsmuster bezüglich des weiblichen Geschlechtes fürchtete – ein Einsturz, der auch bestehende Vorstellungen vom „Wesen des Mannes“ ins Wanken bringen würde. Und sie deckt auf, wie Wissenschaftler, im Wunsch, ihr bisheriges, festgeschriebenes Bild von der Frau bestätigt zu sehen, der rationalen wissenschaftlichen Argumentation den Rücken kehren und sich von einer unhaltbaren physiologischen in eine angsterregende, diffus psychologische Argumentation und schließlich in die Magie flüchten. Damit bilden diese „wissenschaftlichen“ Texte zur Begründung der Inferiorität des Weibes nicht nur ein Stück Frauen- sondern auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte, das zeigt, wie stark scheinbar so rationale naturwissenschaftliche Argumentationen ideologisch aufgeladen sein können. Nach der Fülle mehr oder weniger abstruser Männerargumente wirkt das kühl-vernünftige Schlußzitat Rosa Mayreders, man(n) solle die immanenten Gesetze der weiblichen Natur wirken lassen und nicht die Frauen ständig darauf verweisen, wie sie „ihrer Natur nach“ zu sein hätten, erleichternd. Nur schade, daß in diesem Beitrag keine Argumente von Gegnerinnen des Frauenstudiums, wie z.B. Emilie Exners „Abrechnung in der Frauenfrage“, präsentiert und interpretiert wurden.

Gefordert, gefördert und letztendlich auch durchgesetzt haben das Frauenstudium Frauen, die sich in Vereinen solidarisierten, wie überhaupt fast alles, was die höhere Mädchenbildung in der Habsburger Monarchie betraf, der Eigeninitiative von Frauen überlassen blieb. Irene Bandhauer-Schöffmann verfaßte den Beitrag „Frauenbewegung und Studentinnen. Zum Engagement der österreichischen Frauenvereine für das Frauenstudium“. Aufbauend auf breitem und vielfältigem Quellenmaterial zeigt sie ausführlich und differenziert, wie viele Organisationsarbeiten und Petitionen, wie viel Geduld und Beharrungsvermögen auf den eigenen und kritische Auseinandersetzung mit den gegnerischen Positionen nötig und welche Rückschläge zu erdulden waren, bis das Ziel des Frauenstudiums und einer möglichen Berufsausübung der Absolventinnen erreicht war. Dabei wird die Verbreiterung der Argumentationsbasis – zum „traditionellen“ Argument der wirtschaftlichen Notlage vieler bürgerlicher Frauen gesellt sich die Forderung nach dem Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit – ebenso dargestellt wie der v.a. bei Rosa Mayreder und Auguste Fickert anklingende Zweifel, ob Gleichberechtigung tatsächlich und ausschließlich darin bestehe, die Frauenbildung an die als ungenügend eingestufte Männerbildung anzugleichen, oder die Enttäuschung der ersten, mit hohem Leistungsethos ausgestatteten Studentinnengeneration über die ihnen nachfolgenden „durchschnittlichen“ Studentinnen. Auch die Versuche, mit „typisch weiblichen“ hochschulähnlichen Einrichtungen noch mehr „Bildungssackgassen“ für Frauen zu schaffen, werden kritisch beleuchtet.

Bandhauer-Schöffmann legt insgesamt einen Schwerpunkt auf die Darstellung der Stellungnahmen und Initiativen des „Allgemeinen Österreichischen Frauenvereines“, dessen Argumente, v.a. wenn sie vom radikalen Flügel kamen, noch heute Geltung haben. Ein wenig ins Hintertreffen geraten dabei die Leistungen des „Vereines für erweiterte Frauenbildung“, der, eher praktisch orientiert, die erste gymnasiale Mädchenschule in Österreich (im Dt.Reich z.B. wurde eine solche erst ein Jahr später gegründet) in mühsamer Kleinarbeit aufbaute und unterhielt, in seinen Jahresberichten Kurzbiographien von Frauen, die studiert hatten und ihren Beruf ausübten, abdruckte, Akademikerinnen zu Vorträgen einlud und Abendveranstaltungen durchführte, bei denen Künstlerinnen Werke von Dichterinnen und Komponistinnen vortrugen.

Begrüßenswert ist die Idee der beiden Herausgeberinnen, den sozusagen zu Säulendiagrammen erstarrten Realitäten des Frauenstudiums biographische Skizzen von vier Pionierinnen folgen zu lassen, die deren familiären Hintergrund und ihren schulischen und beruflichen Werdegang beleuchten. Marcella Stern gibt eine Lebensbeschreibung der ersten an der Universität Wien promovierten Frau, der Ärztin Gabriele von Possaner-Ehrenthal; Elisabeth Andraschko befaßt sich mit der ersten Frau, die sich an der Universität Wien habilitierte, mit der Romanistin Elise Richter; Gertrude Enderle-Burcel schildert den Lebensweg der Physikerin Lise Meitner, die mit männlichen Kollegen zusammenarbeitete und deshalb jahrelang im Schatten derselben stand; und Ursula Floßmann zeichnet ein Portrait der ersten Rechtsprofessorin an der Universität Wien, Sibylle Bolla-Kotek. In allen vier Lebensbeschreibungen wird klar, wie nicht nur der Weg zum Frauenstudium, sondern auch der Weg im und nach dem Frauenstudium voller Hürden war; wie die Studentinnen bzw. Absolventinnen der ersten Generation trotz glänzender fachlicher Leistungen und persönlicher Integrität doch nur unter großen Schwierigkeiten und mit starken zeitlichen Verzögerungen in die Männerdomäne der Wissenschaft eindringen konnten. Man/frau braucht nicht viel Phantasie zur Mutmaßung, was aus ihnen bei mittelmäßigen Qualifikationen geworden bzw. eben nicht geworden wäre.

Diese Lebensbeschreibungen von vier Pionierinnen bilden den Schluß des Buches über das Frauenstudium an der Universität Wien, das – als Abschluß einer umfassenden Datenerhebung bezüglich der Studentinnen an dieser Universität – zugleich den Anstoß für viele weitere Fragestellungen und Untersuchungen, die sich aus den präsentierten Daten ergeben, bildet. Unumgängliche Pflichtlektüre sollte es für alle diejenigen werden, die sich mit dem Themenkreis der höheren Mädchenbildung und des Universitätsstudiums befassen.

Margret Friedrich, Salzburg